

Tà katoptrizómena

Das Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik

Heft 160 | [Home](#) | [Archiv](#) | [Impressum und Datenschutz](#) | [Das Magazin unterstützen](#)

Values – Welche Werte braucht die Demokratie?

Brian Tyler Cohen im Gespräch mit Barack Obama

Andreas Mertin

Amerika

Ich spreche mit Freund:innen zurzeit logischerweise häufig über die verrückte Situation in Amerika. Nicht zuletzt, weil die Kräfte, die dort an der Macht sind, auch massiv versuchen, auf die politischen Verhältnisse in Deutschland und Europa Einfluss zu nehmen. Aber ich beobachte mich dabei, auch immer mehr Respekt für die amerikanische Kultur zu entwickeln, d.h. für die oppositionellen Kräfte, die im Widerstand gegen die «Phalanx des Bösen» - um es ironisch einmal so zu nennen – unbeirrt arbeiten. Das ist einfach beeindruckend.

Inzwischen gehört an einem Werktag der fokussierte Blick auf die amerikanische Comedy- und Daily-Talk-Szene mit **Stephen Colbert**, **Jon Stewart**, **Seth Meyers**, **Jimmy Kimmel** und **John Oliver** zum Pflichtprogramm. Aber auch Nachrichtenkommentatoren von MS Now wie **Rachel Maddow** oder **Lawrence O'Donnell** gehören zu diesem Pflichtprogramm. Und zu meinem außerordentlichen Bedauern haben wir nichts Vergleichbares im deutschen Fernsehen. Zwar orientieren sich einige deutsche Comedy-Leute an den amerikanischen Vorbildern, erreichen deren Niveau und Standards aber nicht annähernd. In dieser Frage der politischen Kritik ist die amerikanische Szene führend. Nicht zuletzt deshalb versuchen Trump und seine MAGA-Bewegung, diese Comedy-Shows absetzen zu lassen. Bei Stephen Colbert ist ihnen das gelungen, seine Show wird im Mai dieses Jahres eingestellt, bei Jimmy Kimmel gelang es nicht bzw. nur für zwei Tage, dann musste Disney auf den Druck des Publikums hin die Show wieder einsetzen. Bei Seth Meyers wurde nur seitens Donald Trump gedroht, man müsse dessen Show absetzen, durchsetzen konnte er sich nicht. All diese satirischen Kritiker lassen aber trotz aller Bedrohungen nicht von ihrer Arbeit ab, ja sie intensivieren sie in diesen bedrohlichen Zeiten sogar. Das beeindruckt mich sehr.

THE
DAILY
SHOW

LATE
NIGHT WITH
SETH
MEYERS

JIMMY
Kimmel
LIVE!

LAST
WEEK
TONIGHT
WITH **JOHN OLIVER**

the **LATE**
SHOW with
stephen
colbert

Aber neben den Genannten gibt es eben auch die direkten engagierten politischen Podcaster. Ich hatte schon früher in tà katoptrizómena [[hier](#) und [hier](#)] auf den amerikanischen Kommentator und Podcaster **Brian Tyler Cohen** hingewiesen, den ich für einen der herausragenden links-demokratischen Aktivisten in Amerika halte.¹



Brian Tyler Cohen •

@briantylercohen • 507 Mio. Abonnenten • 6991 Videos

Brian Tyler Cohen is one of the most viewed independent progressive political hosts on YouTube.

[linktr.ee/briantylercohen](#) und 13 weitere Links

Abonniert

Mitglied werden

Aktuell [14.02.2026] hat er ein bedeutsames und geradezu historisches **Interview mit Barack Obama** geführt.²

Formaler Anlass war der rassistische Ausfall Donald Trumps gegenüber Barack Obama, bei dem er dessen



Gesicht und das seiner Frau Michelle per KI auf Affenkörper montiert hatte. Der MS Now Kommentator Lawrence O'Donnell hat Trump deshalb unter Verweis auf die Etikette aus der Zeit der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung öffentlich als «**rassistisches Schwein**» bezeichnet.³ Aber das spielt im Interview von Brian Tyler Cohen mit Barack Obama nur am Rande eine Rolle. Barack Obama sprach von einer Art Clown-Show und sagte dazu nur:

»Es scheint keinerlei Scham mehr darüber bei Menschen zu geben, die einst dachten, dass es Anstand, einen Sinn für Anständigkeit und Respekt für das Amt geben sollte, richtig? Das ist verloren gegangen.«

Dem früheren Präsidenten ist erkennbar daran gelegen, nicht den Weg des kalifornischen Gouverneurs Gavin Newsom zu gehen, der versucht, Trump mit den eigenen Waffen zu schlagen (er nennt das «Feuer mit Feuer zu bekämpfen»). Das ist nicht die Sache und der Stil von Barack Obama. Obama meint, die überwiegende Mehrheit der Amerikaner würde Trumps Verhalten nicht goutieren und setzt auf eine Wende nach den Midterm-Wahlen.



Nun, zunächst einmal halte ich es für wichtig zu erkennen, dass die Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung dieses Verhalten zutiefst beunruhigend findet ... der Grund, warum ich darauf hinweise, dass ich nicht glaube, dass die Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung dies gutheißt, ist, dass die Antwort letztendlich vom amerikanischen Volk kommen wird.

Hauptsächlich geht es im Interview deshalb um «Values», um die Werte, die die Demokratische Partei vorantreiben (sollten), aber auch um die grundlegenden Werte, auf denen eine Demokratie aufbaut.

So sagt Obama:

Die Art und Weise, wie wir Normen, Rechtsstaatlichkeit und Anstand wiederherstellen, wird davon abhängen, dass wir Bürger aktiv werden, aufmerksam sind und sagen: „Es reicht!“, und dass wir sagen: „Wir haben eine andere Vorstellung davon, wie die amerikanische Familie und die Gemeinschaft aussehen sollten“, und genau das beobachte ich überall ... Zumindest ein Großteil der amerikanischen Bevölkerung sagt: „Wir werden den Werten gerecht werden, an die wir glauben.“ Und solange es Menschen gibt, die das tun, habe ich das Gefühl, dass wir diese Situation überstehen werden.

Barack Obama war immer ein Politiker, der auf das Positive, auf die Möglichkeit der Veränderung zum Besseren setzte: *Yes wie can!* Das heißt aber nicht, dass er sich nicht auch Sorgen um die Zukunft der Vereinigten Staaten von Amerika macht, denn die ist ja – zumindest in der Vision, die ihm vorschwebte – konkret gefährdet. Der Moderator Brian Taylor Cohen fragt ihn deshalb:

Ich glaube, etwas, womit ich mich nur schwer abfinden kann, ist, dass es schon so lange so wirkt, als würden sich die Demokraten ausschließlich darauf konzentrieren, Normen, Institutionen und Prozesse zu schützen, während die Republikanische Partei nur das sieht, was sie will, und einen Weg findet, es zu bekommen. Gesetze hin oder her, Verfassung hin oder her, Regeln hin oder her. Und genau das erleben wir gerade.

Und Barack Obama antwortet darauf:

*Ich glaube, wir müssen uns eingestehen, dass wir die schwierigere Aufgabe haben, oder? **Wir glauben also an den Staat als Instrument für das Gute**, als potenzielle Kraft, um mehr Arbeitsplätze zu schaffen, und als Mittel, um sicherzustellen, dass der Planet nicht überhitzt während wir voranschreiten und die Wirtschaft wächst, dass alle und nicht nur einige davon profitieren und dass Kinder eine gute Ausbildung erhalten. Und das bedeutet, dass wir über die Konsequenzen unseres Handelns nachdenken müssen. Wir müssen versuchen herauszufinden, wie wir funktionierende Mehrheiten dazu bringen, tatsächlich Gesetze zu verabschieden, diese Gesetze umzusetzen und Dinge zu verwirklichen.*



Dinge zu zerstören erfordert all das nicht. Wenn man also zum Beispiel über die Republikaner spricht, scheint es, als sähen sie, was sie wollen, und würden es einfach verfolgen. ... Das ist eine einfachere Aufgabe.

Ich sage das, weil wir die Verantwortung und die Herausforderung akzeptieren sollten, dass unsere Arbeit etwas schwieriger sein wird, denn um Dinge wie beispielsweise den Affordable Care Act durchzusetzen, müssen wir eine Mehrheit zusammenbekommen und wir müssen überzeugen und wir müssen überreden. Und deshalb glaube ich, dass es in der Vergangenheit eine gewisse Zurückhaltung seitens der Demokraten gab, einige der institutionellen Hindernisse abzubauen, die uns daran hinderten, Dinge zu erledigen – einfach nur, weil es schon immer so gemacht wurde.

Sich an ethischen Werten zu orientieren ist der schwierigere Weg, weil man Mehrheiten suchen muss und gegebenenfalls auch Kompromisse eingehen muss. Der desaströse Weg, den Donald Trump einschlägt, brauche das nicht. Es fragt sich, ob es nicht doch einfacher wäre, ihn im Interesse der Sache in gewissen Dingen zu kopieren? Obama sagt dazu:

ich möchte nicht, dass wir einfach das Verhalten der anderen Seite nachahmen. Ich möchte nicht, dass wir eine Brandrodungsstrategie verfolgen, bei der uns die Rechtsstaatlichkeit egal ist. Uns werden dann einige der Schutzmechanismen unserer Demokratie egal. Wir fangen an zu lügen und nehmen keine Rücksicht auf die Wahrheit, so wie es der anderen Seite derzeit offenbar nichts ausmacht. Denn wenn wir so kämpfen, dann verlieren wir das, wofür wir kämpfen. Aber das bedeutet nicht, dass wir uns alles gefallen lassen oder Trottel sein müssen.

Die verwendeten Mittel können die Ziele beschädigen. Aber, auch dieses Argument kennen wir aus den Debatten in Deutschland, die Demokratie muss wehrhaft bleiben und darf ihren Feinden nicht das Feld überlassen. Trotzdem, so Obama, sollten Mittel und Ziele übereinstimmen:

*Ich denke, was wir ständig, äh, abwägen müssen, ist: **Wie stellen wir in diesem Moment sicher, dass wir unsere Agenda so vorantreiben, dass sie das widerspiegelt, was gut für die einfachen Leute ist, nicht für Sonderinteressen, nicht einfach für die Wohlhabenden. Und wie tun wir das auf eine Weise, die mit Integrität, Ehrlichkeit, Demokratie – den Werten, die wir angeblich hochhalten wollen – im Einklang steht?** Und ich glaube, das ist möglich.*



Ein später ergänztes Argument von Obama für die Überzeugung, dass das möglich ist, ist der Verweis auf den Enthusiasmus der Jugend und deren Momentum, das es zu nutzen gelte. Ihm sei der Erfolg bei seiner ersten Wahl auch nur gelungen, weil er engagierte und vor allem motivierte junge Leute auf seiner Seite hatte. [Aber das gilt natürlich auch für die MAGA-Bewegung und Donald Trump, der von jungen Influencern beworben wird.]

Ich glaube schon ... dass unsere Kampagne Spaß gemacht hat. Wir hatten zwar Momente, in denen es für mich nicht immer Spaß gemacht hat, aber wir haben eine Gemeinschaft aufgebaut. Wir haben den Menschen das Gefühl gegeben, dass man, wenn man Teil davon ist, etwas Sinnvolles tut. Und das waren nicht nur leere Worte. Junge Menschen haben unsere Kampagnen geleitet. Wir haben sie befähigt. Wir haben ihnen die Verantwortung übertragen. Sie waren draußen und haben sich selbst zurechtgefunden. Ich war nicht derjenige, der unsere Medienstrategie ausgearbeitet hat. Ich war nicht derjenige, der draußen war, der an Türen geklopft hat und mit Wählern gesprochen hat und Veranstaltungen organisiert hat – das waren die 20- und 30-Jährigen.

Daraus folgert Obama, dass er der jetzigen Generation keine Ratschläge geben könne, weil er nicht mehr auf dem Stand des Zeitgeistes sei:

Es gibt einen Punkt, an dem man einfach zu alt wird. Man hat keinen direkten Bezug zu den unmittelbaren Problemen, mit denen die Menschen zu kämpfen haben. Und deshalb will ich hier keine feste Regel aufstellen, aber ich glaube schon, dass es den Demokraten gut geht, wenn wir Kandidaten haben, die am Puls der Zeit sind, die den Zeitgeist einfangen, die die aktuellen Herausforderungen verstehen und die sich mit den konkreten Problemen beschäftigen, über die die Menschen nachdenken, wenn sie in die Zukunft blicken, anstatt in die Vergangenheit zurückzuschauen. Und deshalb geht es zum Teil darum, Kandidaten auszuwählen, die diese Kriterien erfüllen.

Obama wendet sich dann den Un-Werten, dem naheliegenden Missbrauch des Amtes des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika zu:

*weißt du, als ich Präsident der Vereinigten Staaten war, hätte ich wohl einfach einseitig das Militär anweisen können, in irgendeinen republikanisch geprägten Bundesstaat einzumarschieren und, ja, den Gouverneur dort zu schikanieren und einzuschüchtern oder den Bundesstaaten, die nicht für mich gestimmt haben, die Mittel zu streichen. Ich hätte dieses Vorrecht ausüben können, aber **das widerspricht meiner Vorstellung davon, wie unsere Demokratie funktionieren sollte.***

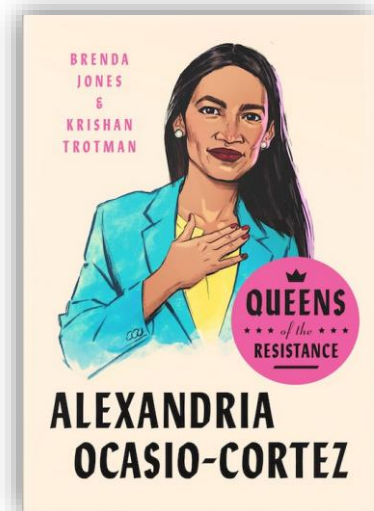


Eigentlich spricht Obama hier einen Konstruktionsfehler in der Verfassung der USA an, denn genau das sollte eigentlich für einen Präsidenten nicht «einfach» möglich sein. Herrschende sollten Institutionen und Bürger:innen verfassungsgemäß gleich behandeln und nicht je nach Verhalten behandeln dürfen. Dem sollte per Gesetz ein Riegel vorge-schoben werden. Es sollte jedenfalls nicht allein von den ethischen Standards, quasi von der Gnade des US-Präsidenten abhängen, ob er Menschen oder Institutionen schikaniert oder nicht. Das ist kein Gedanke eines demokratischen Staates, das ist bereits totalitär. Dass ein Kulturstatsminister in Deutschland einfach den Verfassungsschutz nach dem Wohlverhalten eines Kulturbetriebes oder von Jurys oder von Künstler:innen fragen kann, sollte nicht von ethischen Standards abhängen, sondern gesetzlich abgesichert sein. «Das machen wir nicht» ist mir da eine zu schwache Versicherung und Schranke.



Im Weiteren wendet sich das Gespräch den Möglichkeiten der Demokraten bei den Midterms und den nächsten Präsidentschaftswahlen zu und Brian Taylor Cohen fragt Obama nach seinem Eindruck über die als zerrissen erscheinende Außendarstellung der Demokratischen Partei:

*Unsere Unterschiede werden übertrieben dargestellt. Hören Sie, Bernie Sanders glaubt genauso wie Nancy Pelosi, genauso wie Chuck Schumer, genauso wie Hakeem Jeff und genau-so wie AOC an Gleichberechtigung und Nichtdiskriminierung von Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe, ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Orientierung. Wir alle – alle Demokraten – glauben daran. **Das ist ein Grundwert. Demokraten glauben, dass die Regierung den Menschen ein starkes Sicherheitsnetz bieten sollte, wenn sie vom Pech verfolgt sind.** Alle, die ich gerade erwähnt habe, glauben daran. Alle glauben, dass es eine gewisse Regulierung des Marktes geben sollte, damit es keine Monopole und Oligopol gibt, die einfach die Bedingungen der Wirtschaft diktieren. Und dass wir ein Steuersystem haben sollten, das einige der daraus resultierenden Ungleichheiten ausgleicht. Ich denke also, es ist wichtig für uns, uns als Ausgangspunkt daran zu erinnern: Was haben wir gemeinsam?*



Das ist bemerkenswert, denn für europäische bzw. deutsche Verhältnisse sind die Vorwahlen in den USA gerade nicht darauf angelegt, Gemeinsamkeiten herauszustellen, sondern Differenzen zu kultivieren. Das mag – wie Obama später hinzufügen wird – die Gewinner gut auf harte Kontroversen in späteren Zeiten vorbereiten, aber wie der Konflikt von Bernie Sanders und Hillary Clinton gezeigt hat, führt es auch dazu, dass die Anhänger:innen unterlegener Kandidat:innen aus Wut über die Niederlage die Gewinner:innen eben nicht wählen. Das ist der Preis für ein an der Kontroverse orientiertem Auswahlverfahren. Das Gemeinsame wird so gerade nicht sichtbar – auch wenn man sich in den Grundwerten der Theorie nach einig ist.

Obama appelliert hier an einen moralischen *Common Sense* unter den Demokraten, von dem ich mir nicht sicher bin, ob man ihn voraussetzen kann, das scheint mir mehr Wunschdenken als Realität zu sein (wie man u.a. beim Verhalten einiger Abgeordneter beim letzten Shutdown beobachten konnte – die «linken» amerikanischen Comedians haben sich jedenfalls über die hier zutage tretende fehlende Wertebasis sehr echauffiert). Aber vielleicht übt sich Obama hier nur in aufbauender Rede für die kommenden Schlachten der Demokraten.

Eine Sache, die meiner Meinung nach für Demokraten, für uns, für Progressive und für Leute auf der Linken wichtig ist zu erkennen, ist, dass wir durchaus ein moralisches Gespür dafür haben können, was richtig und wahr ist und was getan werden muss. Und wir müssen auch erkennen, dass wir uns hier in Amerika in einer besonderen Zeit und an einem besonderen Ort befinden. Und die Wähler werden uns nicht in allem zu 100 % zustimmen.

Im nächsten und letzten Schritt des politischen Teils geht es um die Strategie, denn Werte setzen sich nicht von selbst durch, sie müssen gegen andere Interessen durchgesetzt werden und zwar mit Hilfe des Wahlvolkes.

Das heißt, wenn sie (scil. die genannten Werte) uns wirklich am Herzen liegen, müssen wir versuchen herauszufinden, wie wir eine mehrheitliche Unterstützung gewinnen können, und realistisch einschätzen, was wir zum jetzigen Zeitpunkt erreichen können, um auf diesen Erfolgen aufzubauen.

Hier hört man wieder eher den Pragmatiker Barack Obama sprechen, weniger den Enthusiasten. Werte müssen demokratisch realisiert werden und das ist schwierig, eine Frage von Verhandlungen, nicht der Durchsetzung von Wahrheiten. Im Augenblick sind die Demokraten bei einzelnen Nachwahlen aber nicht aufgrund ihrer Werte erfolgreich, sondern weil die Wähler:innen Donald Trump nicht mehr im Amt sehen wollen. Die große Vision hat sich noch nicht durchgesetzt.

Bilanz

Die zentrale Botschaft von Barack Obama lautet: wir brauchen zwingend eine Werte-Orientierung. Wir brauchen (junge) Menschen, die sich entschieden für Grundwerte einsetzen. Und wir brauchen einen Common sense darüber, wie wir das erreichen können. Und dieser pragmatische Weg kann einmal das Linke akzentuieren (wie in New York), ein anderes Mal die bürgerliche Mitte. Das ist insoweit alles richtig, aber damit sind die Menschen noch nicht automatisch motiviert. Einigen können sie sich auf die Abwehr von Trump («No Kings»), aber kaum auf den emphatischen Kampf für die genannten Grundwerte.

Ein wenig erscheint das so wie in Deutschland mit der SPD. Die Emphase für eine grundwerteorientierte Politik scheint nicht auf, stattdessen befindet man sich in einem pragmatischen Abwehrkampf gegen das drohende Noch-Schlimmere der konservativen Politik und geht dafür Kompromisse ein, die den Zielgruppen nun gerade nicht helfen.

Wo ich das Interview mit Barack Obama ganz stark finde, ist das beim Appell an die notwendige Werteorientierung der herrschenden Politiker. Wir sehen am Fall des deutschen Kulturstatsministers was passiert, wenn diese Werteorientierung nicht mehr gegeben ist, wenn wir auf

Politiker wie Frau Reiche treffen, «die nur auf das blicken, was sie durchsetzen wollen, und den Weg suchen, es zu bekommen - Gesetze hin oder her, Verfassung hin oder her, Regeln hin oder her» um es mit den Worten Barack Obamas zu sagen. Nur wie man eine Werteorientierung politisch und gesetzlich absichert, das wird bei Obama eben nicht deutlich. da bleibt bei ihm nur der allgemeine Apell an die Haltung des Volkes.

Zum Abschluss

Zum Abschluss stellt Brian Taylor Cohen noch einige, sagen wir «popkulturelle» und einige persönliche Fragen an Barack Obama. Das erweist sich insofern als Risiko, als dass die Öffentlichkeit inzwischen darauf dressiert ist, sich eher an popkulturellen und trivialen Fragen abzuarbeiten als an politischen. Und so wird gleich die erste Frage ungewollt zu einem viralen Ereignis:

[Brian Taylor Cohen] Also, ich möchte hier eine kleine Blitzrunde starten, denn es kommt nicht oft vor, dass ich Zugang zum Präsidenten der Vereinigten Staaten habe. Also, ein paar Fragen: Gibt es Außerirdische wirklich?

[Barack Obama] Es gibt sie wirklich, aber ich habe sie noch nicht gesehen. Und sie werden nicht in Area 51 festgehalten. Es gibt dort keine unterirdische Anlage, es sei denn, es gibt diese riesige Verschwörung und sie haben sie vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten geheim gehalten.



Das Stellen dieser Frage und die Beantwortung dieser Frage in nur wenigen Worten waren Fehler, die viel zu sehr vom Kern des Gesprächs ablenkten. Barack Obama sah sich einige Tage später genötigt, nicht etwa zum Gespräch, wohl aber zum Scherz zu den Aliens Stellung zu beziehen. Wir leben in Zeiten, in denen die Kulturindustrie alles bestimmt und in ihrem Interesse ist es gewiss nicht, dass über Politik geredet wird, wohl aber, dass über Aliens spekuliert wird. So sehr ich Brian Tayler Cohens Versuch verstehe, auch junge, eher an Unterhaltung orientierte Menschen einzubinden, so sehr ist dieser Versuch danebengegangen. Man kann daraus lernen, dass es keinen Sinn macht, politische Grundsatzfragen popkulturell aufzuhübschen.

Als nächstes fragt der Moderator, welche Persönlichkeit Obama noch nicht getroffen habe, aber gerne einmal kennenlernen möchte. Und es ist interessanterweise eine religiöse, weil Obama mit religiösen Persönlichkeiten positive Erfahrungen gemacht hat:

Der neue Papst, der aus Chicago stammt und Fan der White Sox ist. Ich hatte das Vergnügen, Papst Franziskus ziemlich gut kennenzulernen. Und er war authentisch. Weißt du, es gibt da einige Persönlichkeiten. Er ist eine davon, der Dalai Lama war eine andere – er ist jemand, von dem man hofft, dass er so ist. Sie lassen ihren Worten Taten folgen. Und mein Eindruck von diesem neuen Papst ist, dass er aus dem gleichen Holz geschnitzt ist. Weißt du, jemand, der an Orten gearbeitet hat, an denen wirklich Hilfe gebraucht wurde, und der nicht nur von der Kanzel herabredete, sondern sich die Hände schmutzig machte, um den Menschen zu helfen. Also freue ich mich darauf, mit ihm zu sprechen. Ich denke, irgendwann werde ich das wohl schaffen.



Beinahe umgehauen hat es mich dann, als der frühere US-Präsident von Brian Cohen Taylor am Ende des Interviews gefragt wurde, wer für ihn denn in seiner Amtszeit der wichtigste Staatschef gewesen wäre. Und da nennt er letztlich nur eine Person. Und er hätte ja viele nennen können.

Aber er nennt exklusiv **Angela Merkel**. Ich hatte mir das erhofft, hatte aber nicht damit gerechnet. Obama betont im Interview sofort auch die unterschiedlichen Ansätze, die sie hatten. Sie kam von der rechten Mitte, er kam von der linken Mitte. Aber was sie einte, war der Pragmatismus und der unbedingte Wille, die anstehenden Probleme auch zu lösen. Und ich habe mir gedacht: Vielleicht war Angela Merkel die amerikanischste oder sagen wir amerika-affinste Bundeskanzlerin, die wir in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland hatten (wenn man einmal von der Beziehung der beiden Außenminister Madeleine Albright und Joschka Fischer absieht). Die Passage im Interview mit Obama lautet so:



«Welchen Staatschef mochten Sie am meisten?» - «Wissen Sie, es gibt viele Staatschefs, die ich sehr schätze. Mit Angela Merkel habe ich mich sehr angefreundet, weil sie während meiner Präsidentschaft wirklich die Führungsfigur Europas war und wir uns mit einer Reihe verschiedener Themen auseinandersetzen mussten. Sie kam aus einer Mitte-Rechts-Tradition. Ich komme natürlich aus einer Mitte-Links-Position, aber sie war integer, sehr klug und sowohl analytisch als auch praktisch veranlagt und versuchte, Lösungen für Probleme zu finden, und so wurde sie eine sehr enge Partnerin von mir.»

Davon sind wir heute um Welten entfernt. Der aktuelle amerikanische Präsident hat keine Freunde oder Partner. Darauf legt er auch keinen Wert, er will Gefolgsleute, die sich ihm unterwerfen, oder Gegner, die er bekämpfen kann. Das sagt er deutlich.

Die Frage ist, was würde Barack Obama zur gegenwärtigen Regierung sagen, die zwar aus Merksels Partei entstammt, aber in wesentlichen Punkten völlig anders auftritt: rückwärtsgewandt, un-pragmatisch, ideologisch. Ich glaube, Friedrich Merz würde kein Freund von Barack Obama werden.

Anmerkungen

¹ Mertin, Andreas (2025): «Die Häresie des christlichen Nationalismus». Ein Gespräch zwischen Brian Tyler Cohen und James Talarico. In: tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik, Jg. 27, H. 154. <https://www.theomag.de/154/pdf/MeMi22.pdf>. Sowie Mertin, Andreas (2025): «A remilitarized Germany is not necessarily a good thing for the world» Brian T. Cohen im Gespräch mit Tommy Vietor über das Desaster vom 28.02. In: tà katoptrizómena - Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik, Jg. 27, H. 154. <https://www.theomag.de/154/pdf/MeMi20.pdf>.

² <https://www.youtube.com/watch?v=uI-hgSE5QIw>

³ <https://www.youtube.com/watch?v=ATmQdeilNk>

VORGESCHLAGENE ZITATION:

Mertin, Andreas: Values, Brian Tyler Cohen im Gespräch mit Barack Obama, tà katoptrizómena – Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik, Ausgabe 160, erschienen 01.04.2026

<https://www.theomag.de/160/pdf/MeMi43.pdf>